

# Briefe an eine moderne Frau

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 21

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748303>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Briefe an eine moderne Frau.

Von F. D. Schmid.

## I.

**W**erehrte Freundin! Es ist eine ausgemachte Sache: Sie gehören zu den Götterlieblichen. Nun sitzen Sie also, während der Herr Gemahl die weite Reise macht, mit Ihrer Schwester und der lieben Kleinen droben in Ihrem Sommerhäuschen und genießen den Frühling und die Einsamkeit. Kann mir's denken, wie schön es jetzt dort oben ist. Nichts als frisches Grün, Blütenduft, Sonnenschein und Himmelsbläue, dazu die große ruhevollere Umgebung und in der leise verschwimmenden Ferne die klaren Firne des Schneegebirges. Sätze ich zurzeit nicht hier in Bellaggio, wo man die „Seligkeit des Daseins“ auch einigermaßen genießen kann, so möchte ich der vierte im Bunde sein. So aber muß ich mir Ihren Wunsch, aus der Ferne hin und wieder etwas mit Ihnen zu plaudern, Befehl sein lassen und mich vorläufig damit begnügen. Sie meinen, Sie könnten bei diesem brieflichen Gedankenaustausch viel lernen. Ich höre die Botschaft wohl, allein der Glaube fehlt mir. Wissen Sie, was A. W. v. Schlegel sagt: „Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche zum Guten und Schönen gebildet sind, bei weitem die meisten Männer.“ Wenn mich nun mein logisches Denkvermögen nicht trügt und der brave Schlegel recht hat, woran ja nicht zu zweifeln ist, so ist der Vorteil ganz auf meiner Seite. Jedenfalls will ich mich bemühen, bei dem ungleichen Verhältnis nicht gar zu schlecht abzuschneiden und zu geben versuchen, „was ein armer Mann, wie Hamlet ist“, zu geben vermag.

Sie fragen mich, was Sie von Ibsen außer „Rosmersholm“, den „Stützen der Gesellschaft“ und der in Schönheit sterbenden Tochter des Generals Gabler noch lesen sollen. „Weil Kürze denn des Wizes Seele ist, Weitschweifigkeit der Leib und äußere Zierat, faß' ich mich kurz“: Lesen Sie „Ein Puppenheim“ und wenn Sie fertig sind, lesen Sie es nochmals und dann nochmals. Eine Frau, und namentlich eine verheiratete, kann dieses Stück nicht genug kennen. Es enthält an vernünftiger Auffassung der Stellung der Frau im modernen Leben mehr als alle Emanzipationsbücher, extremen Verhimmelungsschriften und Jeremiaden über das Märtyrertum des Weibes zusammengenommen.

Hier kurz der Inhalt: Nora, das verzärtelte und verzogene Kind eines zärtlichen und leichtlebigen Witwers, wird die Frau des Advokaten

Helmer. Selbständig denken hat sie nie gelernt und das Leben und die Erfahrung haben sie's bis dahin nie gelehrt. Ihr Vater hat sie immer sein Puppenkind genannt, sie hat seine Ansichten und Ideen zu den ihrigen gemacht, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob sie auch für sie paßten und ihrer Individualität entsprächen. Nun kommt sie in das Haus Helmers. Dieser ist einer jener süßlich-vornehmen Schöngeiste, die das Leben nirgends fest anzupacken wagen, aus Furcht von ihm wieder angepackt zu werden, die deshalb jeden Konflikt mit der Welt aufs ängstlichste vermeiden und ihr gegenüber immer den schönen Schein zu wahren suchen, mag es dann nach innen so faul sein, wie es will. In dieses Haus kommt nun Nora und das alte Spiel setzt sich fort. Von einem selbständigen geistigen Leben ist auch hier keine Rede. So wie sie früher die Ideen ihres Vaters angenommen hat, so nimmt sie nun die ihres Mannes an, zu dessen völliger Korrektheit sie mit dem gläubigen Erstaunen eines verliebten Kindes emporblickt. Die Personen haben gewechselt, aber das Resultat bleibt das gleiche. Er nennt sie sein Eichhörnchen, seine Lerche, sein Singvögelchen, er spielt und tändelt mit ihr, aber daß er einmal ein ernstes Wort mit ihr wechselte, das fällt ihm gar nicht ein. Dem selbstüchtigen und oberflächlichen Egoisten ist die Frau so wie sie ist ganz recht.

Da wird Helmer schwer krank. Die Ärzte vertrauen Nora an, daß nur eine längere Reise nach dem Süden ihn retten könne. Das Geld dazu ist nicht vorhanden, Geld aufnehmen, Schulden machen, das will der korrekte Helmer nicht, um so mehr als er selbst keine Ahnung hat von der Schwere seiner Krankheit. Noras eigener Vater, der vielleicht hätte helfen können, liegt im Sterben. Da begibt sich die junge, unbesonnene und unerfahrene Frau, die in ihrer Liebe den Mann um jeden Preis retten will, in die Hände eines Winkeladvokaten Krogstad, der ihr auf die Unterschrift ihres Vaters hin das Geld leihen will. Da der Vater im Sterben liegt, so fälscht sie dessen Unterschrift auf einem Wechsel. Sie glaubt sich im Recht, weil sie es aus Liebe tut. Helmer sagt sie, das Geld komme von seinem Schwiegervater, sie reisen nach dem Süden und er wird gerettet. Mehrere Jahre vergehen, in denen dem Ehepaar drei Kinder geboren werden. Es gelingt Nora, durch Ersparnisse, die sie macht, in diesem Zeitraum einen Teil der Schuld abzutragen. Da droht Krogstad, der durch Helmer, seinen jetzigen Vorgesetzten, aus seiner mühsam bei einer Bank errungenen Stellung gedrängt werden soll, alles an den Tag zu bringen. Nora sieht ein, daß sie nicht mehr verhindern kann, daß vorerst ihr Mann ihre Schuld erfährt. Sie denkt schon daran, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, aber sie hofft noch auf das Wunderbare, sie meint, weil sie, was sie getan, aus Liebe zu Helmer tat, so werde er ihr verzeihen, so werde er vielleicht

sogar die Schuld auf sich nehmen. Aber das Wunderbare kommt nicht. Als Helmer die Tatsachen erfährt, da sieht der schönggeistige und dazu feige Egoist nur sich selbst und den Skandal, vor dem er sich so sehr fürchtet. Er beschimpft seine Frau mit gemeinen Worten, er sagt, daß man um jeden Preis den Schein retten und die Sache vertuschen müsse. Er sieht nicht das arme, geschlagene Weib, das in seiner großen Liebe vergeblich auf das Wunderbare gehofft hatte. Wie nun aber die Wendung kommt, wie Krogstad durch eine glückliche Änderung in seinem Leben auf die Geltendmachung seiner Rache verzichtet und somit vor der Welt alles gerettet ist, da nennt Helmer seine Frau sofort wieder sein Singvögelchen, da verzeiht er ihr großmütig und alles ist wieder gut. Aber in dem jungen Weibe ist in dieser Stunde eine durch alles Geschehene längst vorbereitete Umwandlung vor sich gegangen. Wie Schuppen ist es ihr von den Augen gefallen, und sie hat erkannt, daß sie nur eine Puppe gewesen ist in diesem Hause all die Zeit her und daß ihr Mann sie nur aus Egoismus liebte. Deshalb will sie nicht mehr länger bei ihm leben und sie geht. In jener großartigen Schlußzene des III. Actes sagt sie zu Helmer: „Das ist es eben. Du verstehst mich nicht. Und ich habe dich ebenfalls nicht verstanden — bis zu dieser Stunde. Bitte, unterbrich mich nicht! Du sollst mich anhören. — Es ist eine Abrechnung, Torvald. — Wir sind jetzt acht Jahre verheiratet. Fällt es dir nicht auf, daß wir — du und ich, Mann und Frau — heute zum erstenmal ein ernstes Gespräch miteinander führen?“

Als ihr Helmer antwortet, das wäre doch nichts für sie gewesen, sagte sie: „Da sind wir bei der Sache. Du hast mich nie verstanden — Ihr habt viel an mir gesündigt. Zuerst Papa, dann du. Als ich zu Hause bei Papa war, teilte er mir alle seine Ansichten mit und so bekam ich dieselben Ansichten. War ich aber einmal anderer Meinung, so verheimlichte ich das; denn es wäre ihm nicht recht gewesen. Er nannte mich sein Puppenkind und spielte mit mir, wie ich mit meinen Puppen spielte. Dann kam ich zu dir ins Haus — ich meine, dann ging ich aus meines Vaters Händen in deine über. Du richtetest alles nach deinem Geschmack ein und so bekam ich denselben Geschmack wie du, oder ich tat nur so: ich weiß es nicht mehr genau — vielleicht war es auch beides: bald so und bald so. Wenn ich jetzt zurückblicke, so ist mir, als hätte ich hier wie ein Bettler gelebt — nur von der Hand in den Mund. Ich lebte davon, daß ich dir Kunststücke vormachte, Torvald, du wolltest es ja so haben. Du und Papa, ihr habt euch schwer an mir versündigt. Ihr seid schuld daran, daß nichts aus mir geworden ist. — Unser Heim war nichts anderes als eine Spielstube. Hier war ich deine Puppenfrau, wie ich zu Hause Papas Puppenkind gewesen bin. Und unsere Kinder, die waren wiederum meine Puppen. Wenn du mit mir

spieltest, so bereitete mir das gerade solchen Spaß, wie es den Kindern Spaß machte, wenn ich mit ihnen spielte. Das ist unsere Ehe gewesen, Torvald.“

Helmer sagt darauf: „Etwas Wahres liegt in deinen Worten, — so übertrieben und überspannt sie auch sind. Aber von jetzt an soll es anders werden. Die Tage des Spielens sind nun vorüber; jetzt kommt die Zeit der Erziehung.“ Nora entgegnet ihm: „Ach, Torvald, du bist nicht der Mann, mich zu einer richtigen Frau für dich zu erziehen. Und ich — bin ich denn für die Aufgabe gerüstet, Kinder zu erziehen? Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen. Zuvor muß ich eine andere Aufgabe lösen. Ich muß versuchen, mich selbst zu erziehen. Und du bist nicht der Mann, mir dabei zu helfen. Und darum verlasse ich dich jetzt.“

Helmer hält ihr vor, sie liebe ihn nicht mehr, und sie erwidert darauf: „So ist es.“ Er fragt sie, wodurch er ihre Liebe verscherzt habe. Sie antwortet: „Es war in der Stunde, als das Wunderbare nicht kam, und da sah ich, daß du nicht der Mann bist, für den ich dich gehalten hatte. Acht Jahre lang hab ich geduldig gewartet; denn, du lieber Gott, ich sah ja ein, daß das Wunderbare nicht wie ein Alltägliches kommen könne. Dann brach das Verderben über mich herein, und nun war ich unerschütterlich fest davon überzeugt: Jetzt kommt das Wunderbare. Als Krogstads Brief draußen lag, da dachte ich auch nicht einen Augenblick, du werdest dich den Bedingungen dieses Menschen fügen. Ich war fest überzeugt, daß du ihm entgegen würdest: Tu es nur der ganzen Welt kund! Und wenn das geschehen, so glaubte ich felsenfest — dann werdest du hervortreten und alles auf dich nehmen und sagen: Ich bin der Schuldige. — Du meinst, ich würde ein solches Opfer niemals von dir angenommen haben? Natürlich nicht. Aber was hätten meine Versicherungen gegenüber den deinen gegolten. — Das war das Wunderbare, worauf ich in Angst und Bangen gehofft habe. Und um das zu verhindern, hätte ich meinem Leben ein Ende gemacht. — Als sie aber vorüber war, — deine Angst — nicht vor dem, was mir drohte, sondern vor dem, was dich selber treffen könnte, als alle Gefahr vorbei war — da tatest du, als ob nichts geschehen sei. Genau so wie sonst war ich wieder deine kleine Verche, deine Puppe. — Torvald, in diesem Augenblick kam ich zu der Erkenntnis, daß ich hier acht Jahre lang mit einem fremden Manne zusammen gehaust und daß ich drei Kinder mit ihm gehabt hatte.“ —

Und nun geht sie von ihm — und von den Kindern. Ich weiß bestimmt, daß sich gegen dieses Letztere die Mutter in Ihnen auflehnt, wie sich bis jetzt noch fast alle Mütter gegen diesen Schluß aufgelehnt haben. Aber Sie sind hier selbst Partei und haben kein objektives Urteil. Ibsen hat hier nur getan, was im Leben so wenige zu tun wagen:

die letzten Konsequenzen zu ziehen. Er sagt mit vollem Recht, daß wer nicht selbst ein ganzer Mensch, eine Individualität, wer nur Puppe sei, auch nicht die Fähigkeit besitze, Kinder zu erziehen, so wie sie erzogen sein müssen, wenn sie in der Welt nicht nur etwas scheinen, sondern auch etwas sein sollen. Und es ist sicher, eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen und ein Reicher ins Himmelreich kommen, bevor eine unselbständige Frau Kinder zu selbständigen Menschen zu erziehen vermag. Und weil Nora dies einsieht, weil sie ihren Kindern das gleiche Schicksal, das sie betroffen, ersparen möchte, darum geht sie, um sich zuerst die Fähigkeit und die Berechtigung zum Kindererziehen zu erringen. Wenn man hier von Lieblosigkeit sprechen will, so muß man bedenken, daß ja Nora ihre Kleinen ebenfalls nur als Puppen gekannt hat, die wohl meistens von den Dienstboten besorgt wurden und mit denen sie infolgedessen nicht durch jene tausend kleinen Sorgen und Dinge verbunden war, die ein Mutterherz erst unlöslich mit dem Kinde verknüpfen.

Ibsen hat übrigens dieses Thema von der Selbständigkeit der Frau schon früher, namentlich in den „Stützen der Gesellschaft“ und im „Bund der Jugend“ angetönt, wie er es auch später immer wieder brachte. Als im „Bund der Jugend“ über Erik Bratsberg das Unglück hereinbricht und er zu seiner jungen Frau sagt: „Selma, komm laß uns gehen. Jetzt bist du das einzige, was ich noch habe. Wir müssen das Unglück zusammen ertragen,“ da antwortet diese ihm und seinen Verwandten leidenschaftlich: „Das Unglück? Es zusammen ertragen? Bin ich jetzt gut genug? — Nein ich will nicht! Ich kann nicht länger schweigen, heucheln und lügen! Jetzt sollt ihr's wissen. Nichts will ich ertragen! — O, wie habt ihr mich mißhandelt! Schändlich — einer wie der andere! Immer sollt ich nehmen; nie durft ich geben. Ich bin die Arme unter euch gewesen. Nie kamt ihr, irgendein Opfer von mir zu fordern; ich war nicht gut genug, auch nur das Kleinste mitzuertragen. Wie hab ich nicht gedürstet nach einem Tropfen von euren Sorgen! Doch wenn ich bat, so habt ihr immer nur mit einem leichten Scherz mich abgewiesen. Ihr zogt mich an, wie eine Puppe; ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt. Und ich hätte doch mit heller Freude Schweres getragen; ich hatte eine ernste Sehnsucht nach allem, was da stürmt und emporhebt und erhöht.“

Ibsen hat eben schon lange erkannt, daß wir in einer neuen Zeit stehen, er hat aus all den extremen und — bei jeder neuen Bewegung ist dies zu konstatieren — vielfach übers Ziel hinauschießenden Emanzipationsgelüsten, die große starke Sehnsucht herausgeföhlt, die darin lebendig ist, die Sehnsucht des Weibes, nicht nur Puppe und Spielzeug und Waschfrau und Kochfrau zu sein, sondern ein selbständiges Wesen,

vor allem ein Mensch wie wir, der seinen Teil an der Last des Lebens tragen will. Die Gesekztafeln, die jener Mann, der da vergeblich wider den Stachel löckte und der dann aus einem Saulus ein Paulus wurde, aufstellte und auf die er schrieb: „Wie in aller Gemeine der Heiligen lasset eure Weiber schweigen; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern sollen untextan sein“, „Einem Weibe gestatte man nicht, daß sie erziehe oder lehre, sondern sie gehorche, diene und sei stille“, diese Gesekztafeln hat der Geist einer neuen Zeit längst zerbrochen. Und was seit Plutarchs „Eine Frau darf keine eigene Leidenschaft besitzen, sie muß Scherz und Ernst, Tieffinn und Fröhlichkeit mit ihrem Mann gemeinsam haben“, seit dem abschäkigen Urteil des Jean de la Bruyère, seit Schopenhauers grimmigen, von Haß und Pessimismus erfüllten Sätzen, in denen er das Weib auf den Standpunkt der alten Orientalen zurückdrängen wollte, seit Nießsches schwächlicher Weisheit, „Du gehst zu Frauen, vergiß die Peitsche nicht“, seit Tolstoi, Strindberg, Otto Weininger und wie sie alle heißen, die in diesem Punkte gastlich zusammenkamen, was seit diesen allen an leidenschaftlicher Weiberverachtung geleistet wurde, das ist für uns zum größten Teil nur mehr Schall und Rauch. Diese Leute spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Als ob nicht jeder Vernünftige schon lange erkannt hätte, daß sie alle „am Weibe krankten“, daß das, was sie schrieben nichts war als der rein subjektive Ausfluß einer persönlichen Verbitterung gegen die Frau, dem man ein philosophisches, ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängte, um ihm den Schein der Objektivität zu geben. Auf der Höhe allgemeiner Menschenwürde klingen diese von des Gedankens Blässe angekränkelten Worte nicht mehr, sie fallen zu Boden und verderben, bevor sie das Ohr des vernünftig denkenden Mannes erreicht haben, der weiß, daß die Stellung der Frau nicht unter ihm, sondern neben ihm ist, daß er in ihr weder eine Dienerin, noch ein Spielzeug, sondern eine treue Gefährtin zu suchen hat.

Und eben dem redet Ibsen in fast allen seinen Werken, vor allem in dem namentlich von Frauen und Müttern soviel geschmähten „Puppenheim“ das Wort. Er, der große und unerbittliche Wahrheitskfinder, ist auch hier der Apostel eines reinern, freiern Menschentums, der Prophet des neuen Bundes, der da aufgerichtet wird zwischen Mann und Weib und in dem beide Glieder als gleichberechtigte und selbständig denkende Menschen nebeneinander stehen. Ich glaube denn auch bestimmt, daß eine Frau, die nicht denkt (eine denkende Frau braucht noch lange keine „gelehrte“ Frau zu sein, sie braucht wenig oder nichts zu wissen von all dem gelehrten Zeug, mit dem sich viele auf Kosten der Herzens- und Gemütsbildung den Kopf vollpfropfen), die kein eigenes Seelenleben hat, nicht nur unfähig ist, Kinder richtig zu erziehen, sondern daß

ſie auch noch den Mann herabzieht — wenn er ſie liebt. Denn die Liebe iſt ja bekanntlich ſtärker als alle Logik und Urteilskraft und dann gibt es ja da ein ſehr gefährliches Geſetz, das Geſetz der Wandlung. Was meinen Sie dazu?

Doch wir wollen für heute den Schatten des großen Ibsen ruhen laſſen; es brauchte ja eigentlich „kein Geiſt vom Grabe her zu kommen“, um Ihnen das alles zu ſagen, aber es iſt doch gut, wenn man dieſe Dinge von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht.

Sie ſchreiben, Sie hätten jetzt manchmal ſo Sehnsucht nach Ihren Kinderjahren. Das geht nicht nur Ihnen ſo. Ich will Ihnen aber einen guten Rat geben. Leſen Sie einmal Otto Ernſts „Aſmus Sempers Jugendland“. Es iſt ein herrliches Buch. Dann namentlich auch in „Diesſeits“ von Hermann Heſſe die beiden Erzählungen „Aus Kinderzeiten“ und „Heumond“ und nicht zuletzt Meinrad Lienerts „Das war eine goldene Zeit“. In Heſſes „Diesſeits“ ſtehen folgende Sätze: „Wenn einer ſeine Kindheit lieb hat und ſich je und je bei ihr zu Gaſte ladet, den Staub von ſich ſtreift und ſich ohne Gedanken wieder in ihre Wildniſſe verliert, der hört noch einmal Quellen reden und Wolken ſingen, ſieht das Licht der Sonne gütig ſich zur Erde neigen und alle Dinge mit einem Duft von Schönheit und Märchen umgeben. Und viel reicher und mächtiger und ſchöner könnten wir alle ſein, wenn wir häufiger auf jenen Pfaden gingen und feſter an dem goldenen Bande hielten, das uns mit der Kindheit und mit allen Quellen unſerer Kräfte zuſammenhält.“

Das alles können Sie haben — und es iſt doch gewiß nicht wenig — wenn Sie ſich etwas in dieſe Bücher vertiefen.

Ihre Schweſter will Zola und Maupassant leſen und Sie wollen es nicht zugeben. Warum denn nicht? Doch wir wollen dann das nächſte Mal darüber reden, es würde mich heute zu weit führen und ich ſoll Ihnen ja noch eine Schilderung des Frühlings in Bellaggio geben. Sie meinen, es ſei jetzt Mitte Mai gewiß ſchön hier und, um das arme Wort nicht vergeblich totzuheizen, ſage ich einfach: unvergleichlich ſchön. Überall blühen die Roſen, die Azaleen, die Glazinen und wie die tauſend Blumen und Sterne noch alle heißen, die ſich ſtaunend zum Lichte emporringen, überall ein jubelndes Evangelium des Werdens, das leuchtend hervordringt aus Luſt und Erde, überall dieſe prachtvollen Farbenreflere, die über den Fluren liegen wie ein Traum und bei jedem Schritte wechſeln, wie die durcheinanderfließenden Töne des Regenbogens, wie die leuchtenden Farben des Sonnenſtrahls, der ſich im klaren Edelſteine bricht. Dazu das wunderbare Landſchaftsbild mit ſeinen weichen ſehnsüchtigen Linien, die in den klaren Fluten des Sees verlaufen, dem friſchen Grün der Laubbäume und den wie ernſte,



schweigsame Wächter dastehenden dunklen Zypressen, die der Gegend jenes gewaltig Stimmungsvolle geben, das uns aus den Gemälden eines Böcklin so sehr an die Seele greift. Ich weiß nicht, warum ich diese Bäume so sehr liebe, aber es ist so. Es ist mir immer, als ob etwas Geheimnisvolles in ihnen verborgen läge, als wüßten sie von seltsamen Geschichten zu erzählen, jenen Geschichten, über die man sinnt bis an die Nacht und nachher noch mit großen offenen Augen im Bette liegt und zur Decke emporstarrt, Geschichten, die so weit sind wie das Meer und so tief wie ein ernstes und reiches Menschenleben. Und das alles, die Blütenpracht und das Grün der Bäume und das Dunkle und Geheimnisvolle der Zypressen und die weichen Linien der Landschaft, klingt mit der duftverschleierte Ferne und dem tiefblauen Himmel in einen großen Akkord des Schönen und Erhabenen zusammen. Es ist mir manchmal in all dieser Schönheit, als ob ich durch ein liches Traumland schritte, die Seele voller Melodien, Rosen auf allen Wegen und heiter lachende Gesichter rings umher.

Vor mir der seligklare See,  
Voll Rosen rings die blaue Luft,  
Wohin ich trunken Blickes seh',  
Mich eine Welt voll Schönheit ruft.

Ein tiefer Friede ist in mir,  
Weiß nicht warum, weiß nicht woher.  
Ich fühl' nur leise, daß ich hier  
Ein volles Seligsein schöpf' leer.

Die Verse sind schlecht — mögen die ewigen Götter sie mir verzeihen — aber das Gefühl darin ist echt und das ist die Hauptsache. Man wird hier ein ganz anderer Mensch als auf der nördlichen Seite der Alpen. All das Kleinliche und Erbärmliche, das der Winter in uns aufgehäuft hat, versinkt ins schweigende Nichts, es wird wesenlos und man sieht nur noch das Schöne und Erhabene, die großen Zusammenhänge, alles andere ist vergessen. Diese Gegend ist ein Nirwana für den Geist. Die Gedanken haben alle keine Schärfe, sie richten sich nicht auf um gegen etwas Sturm zu laufen, sie kämpfen nicht und drohen nicht, sie stehen nur still am Wege und lächeln wie selige Kinder und lauschen auf die geheimnisvoll unter der Oberfläche fortrauschenden Ströme alles Seins und Werdens, über denen der Glanz des Göttlichen und Ewigen liegt. Ich glaube, hier könnte kein neuer Sturm und Drang geboren werden, hier müßte man etwas schreiben, das so weich und sehnsüchtig ist, wie diese Landschaft. Vielleicht das Lied einer großen, heiligen Liebe, einer Liebe, die gehungert und gedürstet hat nach Glück, die in dunklen, heimwehkranken Nächten verlangend aufgeschrien hat vor Sehnsucht und

Schmerz und an Tagen voller Qual und Angst heimliche Tränen weinte vor Einsamkeit und bangem Verlorensein, einer Liebe, die mit blutigen Füßen und einer Dornenkrone auf dem Haupt im Staub gegangen ist, während andere auf hohem Rosse stolz und höhrend auf der breiten Straße des Lebens an ihr vorbeiritten, einer Liebe, die in tausend Qualen gezittert und mit allen finstern Mächten gerungen, die klagend über weite Meere und vereiste Höhen irrte, bis sie endlich ihr Ziel gefunden, jenes Einzige, Hohe, Wunderbare, das unsere Lebensfähne mit Träumen voller Sehnsucht und Träumen voller Glücksverlangen belastet und das doch so selten, ach so wunderselten ist in der Welt. So etwas müßte man hier schreiben und die ganze Gegend, ihr Heimweh, ihre leise Schwermut und weiche Schönheit müßten darin liegen. Ich denke hiebei etwa an das, was in der Musik von Tristan und Isolde zum Ausdruck kommt, nur mit einem heiteren Schluß — oder auch nicht. Der Schluß braucht ja eigentlich gar nicht heiter zu sein! Was meinen Sie dazu, schöne Frau? Die meisten dieser Geschichten haben ja einen traurigen Schluß — „ein altes Märchen endigt so“ — und es entspricht dies der Wirklichkeit und dem Leben ja auch mehr. Ich plädiere also für den traurigen! Ein Tristan findet sich wohl leicht. Und die Isolde? . . . .

Doch ich muß aufhören. Es ist bereits tief in der Nacht und alles in schweigendes Dunkel gehüllt. Unter meinem Fenster plätschern leise die Wellen am Ufer, ein feuchtes Glimmern liegt in der Luft, alles ist voll Duft und verschwimmende Musik. Droben am tiefblauen Nachthimmel aber wandern in majestätischer Ruhe die ewigen Sterne.

„Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.“

Also sprach Zarathustra!

Leben Sie wohl, schöne Freundin. Ich verbleibe mit vielen Grüßen der Ihrige.

